

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 134. Bromberg, den 15. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

(2. Fortsetzung.)

Doch eines Morgens, als nach einem warmen Nachtregen alle Vögel des Gartens einander überzwitscherten und die Sonne schon in aller Frühe lustig brennend die feuchte Erde zu trocknen begann, fand Anton seinen Freund auf dem einsamen Wege hinter dem Eisenbahnwall in heller Verzweiflung. Zaboj hatte sich auf eine entlegene Bank geworfen; und das Gesicht in seine Hände gepreßt, schrie und schluchzte er wie ein Kind. Als er den Freund erblickte, der erschrocken hinzulief, versuchte er anfangs seine Tränen und seine Aufregung zu verbergen, dann aber faßte er Anton plötzlich bei den Schultern und laut aufschluchzend beugte er seinen Kopf zu ihm hinab.

„Was hast du? So sprich endlich, ich bin doch dein Freund! Vertraust du mir nicht?" so bat Anton, dem selbst das Weinen vor Angst und Mitleid nahe war.

Da hob Zaboj die geballten Fäuste und schrie:

„Mordsakrament, ich kann kein Pfaff werden! Ich glaube ja nicht, was ich mein ganzes Leben lang predigen soll."

Sie gingen in heftiger Bewegung auf und nieder vor der Bank, auf welcher das Schulbuch der Religionslehre liegen geblieben war.

Als ob die Schleusen eines Bergsees aufgezogen würden, so stürzte nun alles mit wilder Beredsamkeit vor, was der geistliche Schüler bis heute vor dem Genossen zurückgedrängt hatte. Ein Richter, der sich bestechen ließ, ein Arzt, der mordete, ein Journalist, der seine Feder verkaufte, niemand schien ihm so erbärmlich, so schamlos, so niederträchtig wie ein heuchlerischer Geistlicher, wie ein Mann vor dem Altar, der selber ungläubig war und dem Volke Hokuspokus vormachte. Und wieder und wieder hob Zabot die Fäuste empor und blickte starr nach dem nahen Flusse und rief heftig:

„Ich kann nicht, ich kann nicht."

Anton fühlte sich der Schwere dieser Stunde kaum gewachsen. Doch als er endlich zu Worte kam, sagte er ohne Zögern:

„Du mußt natürlich vorher deinen Vater um seine Erlaubnis fragen. Aber mit oder ohne Erlaubnis, das steht unerschütterlich fest: wenn du nicht glaubst, so darfst du kein Geistlicher werden, so wahr ich lebe!"

Mit unendlicher Dankbarkeit blickte Zaboj dem Freunde in die schönen, zornig funkelnden Augen. Dann schrie er heiser auf, faßte sein Lehrbuch, und rief, während er es mit heftiger Gebärde mitten auseinanderriß:

„So zerreiße ich auch das Band, das mich an die Kirche fesseln sollte. Da sei Gott vor, daß ich ein Heuchler und Lügner würde. Und dir, Anton, werde ich es nie vergessen, daß du mich durch deinen ehrlichen Zuspruch vor dem sittlichen Untergange bewahrt hast."

Heute konnte vom Lernen keine Rede mehr sein. Die Genossen durchsprachen wie in früheren Tagen eifrig die tiefsten Fragen der Menschheit und bald ließen sie sich in ihrem stolzen Freiheitsgefühl beikommen, wie Studenten im Biergarten der stillen „Kaisermühle" ein Glas Bier zu trinken. Und sie beeilten sich, auf die Freiheit, die Wahrheit und auf ewige Freundschaft anzustoßen.

Und als sie aufbrechen mußten, um die Schule nicht zu versäumen, da faßte Zaboj den Freund fast zärtlich um den Nacken und sagte wie grollend:

„Ich will dir's nie vergessen, und wie dankbar ich dir bin, das sollst du gleich sehen. Ich will dir etwas sagen: So wie du mich plötzlich hast klar sehen lassen, weil du mir einfach die Wahrheit gesagt hast, so haben die deutschen Bücher erst Licht und Wahrheit zu uns nach Böhmen gebracht. Jetzt weiß ich's auf einmal. Ich will es dir nie vergessen."

Wenige Tage später stürmte Zaboj vor Tische in Antons Stübchen, nahm sich kaum Zeit ,die Tür hinter sich zu schließen, und rief:

„Mein Vater ist hier, man darf im Konvikt nichts merken. Heute abend kommen wir bei dir zusammen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, jagte er wieder fort.

Anton blieb den Rest des Tages in aufgeregter, aber gehobener Stimmung. Ihm schien es eine Heldentat, seinen Freund vor lebenslanger Heuchelei zu retten, und doch wurde ihm ängstlich zumute bei dem Gedanken an die Verantwortung, die er auf sich nahm. Seine Einbildungskraft ließ ihn hundert Gefahren für das kühne Unternehmen sehen. Er glaubte sich schon vor Gericht geschleppt und den Freund mit dem unterirdischen Kerker eines Mönchsklosters bedroht. Doch nichts auf der Welt sollte ihn zurückhalten, seine Pflicht zu tun und dem mutig entschlossenen Freunde die Treue zu halten.

Er war fast enttäuscht, als das Abenteuer ohne jegliche schreckliche Überraschung verlief.

Gegen sechs Uhr stampfte es zwar die Treppen herauf, als sollte das Haus zertrümmert werden; doch es war nur der alte Svatopluk Prokop, der auf seinen massiven Krücken emporklomm. Ohne anzuklopfen, trat er herein, begrüßte den jungen Hauswirt mit einem tschechischem Gruße und warf sich dann schwer in den einzigen Stuhl der Stube.

Anton hatte den Vater seines Freundes noch nie so in der Nähe gesehen. Wenn die schwere Gestalt auf Krücken durch die Straße schlich, so war der Anblick über die Maßen traurig. Doch wie er gleich einem müden Riesen ausruhte, die Beine in den übermäßig hohen Stiefeln weit von sich gestreckt, den breiten Körper in den abgetragenen Schnürenrock, die nationale „Tschamara", gezwängt, das Federhütchen in der Linken, die beiden schweren Krücken in der anderen breiten Holzhackerhand, da konnte man es kaum glauben, daß diese Fülle von Kraft untätig dahinlebte. Und aus dem knochigen Gesichte sprach mehr Verstand und Klugheit, als Antons Vater dem alten Svatopluk zuzutrauen schien, wenn er ihn einmal einer Erwähnung würdigte. Ja, Anton konnte sich beinahe einer gewissen Furcht nicht erwehren, als dieser Mann ihm stumm gegenüber saß und ihn halb neugierig, halb feindselig anstierte. Deutlich sah man die Spuren wilder Leidenschaft in den dunkeln, tiefliegenden Augen; so blickte Zaboj nur dann, wenn Haß aus ihm sprach.

Der nahezu kahle Schädel erschreckte den Jüngling wie ein Totenkopf, und der breite, höhnische Mund, das unrasierte mächtige Kinn, und der gewaltig dicke, lange, dunkelrote Schnauzbart erinnerten ihn unklar an einen Mörder Wallensteins, den er irgendwo in einer Schloßgalerie gemalt gesehen hatte.

Das Schweigen dauerte sehr lange. Plötzlich warf der Alte Hut und Krücken auf den Tisch, daß es krachte, räusperte sich lachend und sprach einige tschechische Worte.

Anton mußte erwidern, daß er fast kein Wort von der Sprache verstand. Aber er vermochte den Satz kaum zu Ende zu bringen, so feindselig bohrten sich die Augen Svatopluk Prokops in die seinen.

„Und hast Zaboj verführt? Hast Zaboj deutsch gemacht, daß aus Kloster weglaufen will, dann soll in dich und alle deutsche Schufte heiliger Donner dreinfahren."

Der alte Svatopluk sprach die deutschen Worte ganz geläufig, aber ein Fremder hätte es sicherlich für irgend eine slawische Mundart gehalten, so entsetzlich holprig rasselten die Töne aus seinem Munde. Dabei schrie der Tscheche so laut, daß Anton die unbestimmte Furcht fühlte, die Polizei oder der gestrenge Hausherr müßte augenblicklich heraufkommen.

Er beeilte sich, den Alten zu beruhigen. Er erzählte, wie er erst vor kurzem von Zabojs Kämpfen Kenntnis erhalten hätte, und versicherte trotzig, daß er niemals daran denke, einen braven Tschechen seiner Nationalität abspenstig zu machen. Und stolz fügte er hinzu, trotzdem die Krücken dem Alten nahe zur Hand waren:

„Wir Deutschen wollen niemanden überreden, zu uns zu gehören. Entweder man ist ein Deutscher, oder man ist keiner. Über Nacht kann man es nicht werden. Das will ich nächstens auch Zaboj sagen, damit er endlich aufhört, mich zu einem Tschechen haben zu wollen."

Der Alte lachte und seine Augen strahlten vor Vergnügen.

„Ist gut, ist sehr gut", sagte er nach einer Weile. „Ich habe mich fürchterlich erschrocken und bin gleich hergekommen, weil habe geglaubt, Zaboj ist deutsch geworden. Hätte ihm alle Knochen zerschlagen und dir auch, du deutsches Früchtel; aber nun ist gut ,ganz gut. Zaboj hat Gymnasium ausstudiert, Pfaffen haben bezahlt. Nur Prüfung muß er noch machen, dann kann er Pfaffen auslachen, und meinswegen studieren auf Advokat. Kruzitürken!"

Jetzt hörte man Schritte auf dem Gange, und gleich darauf erschien Zaboj auf der Schwelle. Er blieb in scheuer Entfernung vor seinem Vater stehen. Er war blaß und abgehärmt.

Der Alte rief ihm ein Dutzend Fluchworte entgegen, winkte ihn aber dabei heftig zu sich heran und strich ihm dann, immer noch weiter wetternd, mit der groben Hand über Stirn und Haar. Endlich verstummte das Fluchen, der Alte schwieg, und man sah ihm an, daß er mit einer weichen Stimmung kämpfte. Langsam faßte er sich, und zwischen Vater und Sohn begann ein lebhaftes Gespräch in tschechischer Sprache.

Da Anton die Unterhaltung nicht verstand, aus einigen bekannten Worten auch einen Faden nicht knüpfen wollte, hatte er vollauf Muße, auf den bloßen Klang der Worte zu achten. Wenn diese Tschechen untereinander sprachen, so klangen dieselben Laute, mit denen sie die deutschen Worte zu ermorden schienen, gar nicht häßlich. Es war viel natürliche Kraft in dem bäurischen, ungehobelten Ton des Vaters, und der Sohn verband die Silben so zierlich, daß Anton seinen Reden wie der Vorstellung eines Schauspielers folgen konnte, der eine bekannte Rolle in einer fremden Sprache spielte. Wie oft hatte er im Elternhause über die Härte der tschechischen Sprache klagen oder spotten gehört. War ja gar nicht wahr! Richtig, italienische Schauspieler hatte Anton vor kurzem angehört. Beinahe wie eine seltsame Mundart der schönen italienischen Laute, immer wohllautender erschienen sie ihm, je länger er zuhörte.

Es schlug auf einem halben Dutzend naher Kirchtürme durcheinander und nacheinander acht Uhr ,als Zaboj plötzlich vom Tische, auf dem er gesessen, heruntersprang und nach seiner Mütze griff. Er rief noch einige Worte, dann küßte er seinem Vater die Hand, rief dem Freunde zerstreut einen tschechischen Gruß zu und eilte fort.

Hinter ihm her lachte Svatopluk behaglich und rief:

„Ein Sakermentskerl, hat bei den Pfaffen schön gelernt, schöne Sprache und schöne Lügen. Wenn er groß ist und mit euch deutschen Tyrannen anfängt, wird er euch mehr zusetzen als ich dummer alter Krüppel."

Er forderte Anton auf, mit ihm ins Wirtshaus zu gehen und sich ein kleines Nachtmahl zahlen zu lassen. Anton wagte nicht nein zu sagen, und so schritten sie bald miteinander der Neustadt zu, wo Svatopluk wohnte. Es war wunderbar, wie schnell der Alte jetzt in der Dunkelheit laufen konnte. Er warf die Beine ganz gelenkig vorwärts und stützte sich dabei nur leicht auf seine Krücken. Sein junger Begleiter konnte kaum folgen.

Im Wirtszimmer bestellte der Tscheche für jeden von ihnen zwei Paar Würstel mit Kren und ein Krügel Bier. Sie rückten zusammen und Svatopluk bat den Jüngling recht herzlich, doch die Verstellung aufzugeben und mit ihm Tschechisch zu sprechen. Es sei doch ganz unmöglich und eine Sünde und Schande, daß ein Landeskind die Landessprache nicht verstehe.

Anton konnte ihm kaum begreiflich machen, daß seine Unkenntnis keine Verstellung sei. Sie aßen ihr Nachtmahl und tranken dazu reichlich von dem leichten Bier. Der Alte wurde aufgeregt und fing mit den Nachbarn, dem Wirt und der Kellnerin Unterhaltungen in seiner Sprache an. Er schien sich überall zu entschuldigen, daß er einen Deutschen mitgebracht habe; denn er wies oft achselzuckend auf seinen Begleiter.

Trotz der häufigen Berührung mit einzelnen Tschechen hatte Anton noch niemals in seinem Leben die Empfindung gehabt, daß er in einem fremden, nicht deutschen Lande lebte. Daheim in Blatna bestand der nähere Umgang seines Vaters ausschließlich aus Deutschen, die so wie er selbst keine andere Sprache redeten. Die Dienstleute und viele Fabrikarbeiter waren wohl Tschechen und gaben sich vergebliche Mühe, ein anhörbares Deutsch zu reden; aber das schien sich zu Hause von selbst zu verstehen, daß nur die niederen Arbeiten von Slawen verrichtet wurden, die Leitung jedoch immer in deutschen Händen lag. Und wer von den Tschechen es erst zu einiger Wohlhabenheit gebracht hatte, der bemühte sich immer bald, seinen Stamm in der Unterhaltung mit den eingesessenen Bürgern zu verleugnen. So hatte er es als Knabe fast immer beobachtet. Gebildete Leute oder Grundbesitzer, welche sich laut zum Tschechentume bekannten, waren seltene Ausnahmen auf dem Lande und wurden auch von den deutschen Behörden mißtrauisch angesehen.

In den vier Jahren, die er nun zu Prag in die Schule ging, hatte er es ähnlich gefunden. Prag erschien ihm wie eine alte deutsche Stadt, in welcher nur die große Masse der niederen Stände von tschechischer Geburt war, und wo die gebildeten nationalen Fanatiker eine kleine lärmende Partei bildeten. So hatte ihm wieder sein Vater die Sachlage oft dargestellt. Tausende von Leuten redeten beide Sprachen gleich schlecht, hielten sich aber, ohne viel hierüber nachzudenken, für Deutsche, weil das für ehrenvoller angesehen wurde. Antons Mitschüler plauderten untereinander meist deutsch, in derselben Sprache wurden die Vorträge gehalten und die Fragen gestellt. Daß man andere Bücher lesen konnte als deutsche, ein anderes Theater besuchen als ein deutsches, das wäre ihm niemals eingefallen.

Nun sah er sich plötzlich wie in eine fremde Welt versetzt. Solche Wirtshäuser, wie dieses, gab es Hunderte in der Stadt. Die alten Schilder und Namen waren deutsch geschrieben; aber Anton wußte, daß dort nur Tschechen verkehrten. Er hatte sich die Besucher als den Pöbel vorgestellt, der in seinen Augen allein und ausschließlich die slawische Mundart sprach. Seine Überraschung war daher nicht gering, als er hier in einer der schlichtesten Kneipen einen tschechischen Mittelstand erblickte, von dessen Dasein er keine Ahnung gehabt hatte. Er war hier in seiner Provinz wie in der Fremde.

(Fortsetzung folgt.)

Juninacht.

Holunderblütenduft erfüllt
Die Nacht, die tiefste Sehnsucht stillt.

Die Rosen träumen süß und schwer;
Der Wind singt leis im Halmenmeer.

Das Land verströmt rings Opferduft;
Vom Lerchenlied bebt noch die Luft.

Johannisfeuer sprühn und lohn;
Die Nacht ist voller Jubelton.

Das Leben lacht im Königskleid,
Von weißen Rosen überschneit.

Julius Bansmer.

Thuratus Ende.

Eine Erzählung aus der Urzeit von Karlheinz Runeck.

Ein Prasseln und Brechen lief durch das heiß brütende Dickicht, in dessen feucht-dumpfen Tiefen nie geschautes Getier sein verborgenes Dasein führte. Ein schlankes junges Weib durcheilte fahlen Gesichts, mit weit geöffneten starren Augen, den Rand des dichten Waldes nach seiner Tiefe hin. Der schützende Mantel aus zarter Antilopenhaut hing nur noch lose um die braunen, kräftigen Schultern; ein starker Dorn aus Renntierhorn hielt ihn vorn am Hals zusammen. Der Gürtel aus Bärenfell, der die Fellhülle um die Mitte des Leibes zusammen raffen sollte, war zerrissen und längst verloren gegangen. Das tiefschwarze, fast blau schimmernde Haar hing in dichter, zerraufter Fülle um Stirn und Schläfen. Dorniges Gestrüpp verfing sich in den wehenden Strähnen, riß den Kopf der atemlos Vorwärtsstrebenden nach hinten, zerfetzte Mantelfell und Füße, die nur unzureichend mit weichen Lederlappen umhüllt waren, und machte jeden Schritt zu einer Anstrengung, die selbst den stärksten Mann nach kurzer Dauer hätte ermüden müssen. Aber Harana, die junge Mutter, merkte nichts von allem. Mit dem untrüglichen Spürsinn des Wildes folgte sie der Spur des frechen Räubers, der ihr Harani, den Erstgeborenen, der eigenen Füße noch unkundigen Sohn, entrissen hatte, um sich für die Abweisung zu rächen, die seine Werbung vor mehr als zwei Blumenzeiten erfuhr. Thuratu war's, der Ältestensohn aus der großen Sippe, die jenseits des dichten Waldes auf unübersehbar großer Ebene ein frohes, wildreiches Leben führte. Dem Vater gefiel der Freier für die Tochter, verhieß Thuratu ihr doch ein sorgenloses Dasein in der wildreichen blumigen Steppe überm Wald und reiche Brautgabe. Aber Harana fürchtete die bösen, schwarz funkelnden Augen des Werbenden, außerdem gefiel ihr Haranu, aus eigener Sippe gebürtig, und wohl anzuschauen an Körperwuchs und Muskelstärke, ungleich besser, denn Haranus Augen blickten gut und klar wie Phos, des Lichtgottes, selbst. Sie wurde Haranus Weib, zwar mit des Vaters Einwilligung, aber auch verfolgt von dem rachsüchtigen Zorn Thuratus, des Abgewiesenen. Dreimal hatte er versucht, sie zu rauben, das letzte Mal noch, als unter ihrem Herzen schon Haranis kommendes Leben sich regte, aber jedesmal erschien Haranu, das finstere Vorhaben des Nebenbuhlers zu verhindern. Nun aber, vor einer halben Sonnenbreite Zeit erst, war's dem frechen Räuber geglückt, das Kind zu stehlen, das für wenig Augenblicke unbehütet stand. Fern vom Saum des Waldes her gellte Thuratus Hohnlachen durch die klare, sonnige Luft. Keiner der Männer konnte helfen, denn alle jagten sie weitab in der Steppe Antilopen, um den Fleischvorrat aufzufüllen; und von den Weibern konnte nicht eins mit den schnellen Füßen Thuratus Schritt halten. Angst und Schrecken gaben der erst wie betäubt Stehenden Flügel. Kaum soviel Lanzenwürfe, wie eine Hand Finger hat, erreichte der fliehende Räuber vor ihr den deckenden Wald. Ohne sich zu besinnen, stürzte sie nach, hinein in das unheimliche Dunkel, das selbst Männer mieden, weil schlimme Mären gingen von furchtbarem Getier, das seine Tiefen bargen. Auch Thuratu würde sich hüten, zu weit in die schreckenerfüllten Schatten einzudringen, wo auf Schritt und Tritt der Tod lauerte in furchtbarster Gestalt. Wenn er die Verfolgerin hinter sich hörte, würde er umkehren, um den gewohnten Weg zu seiner Sippe um den Wald herum zu nehmen.

Harana hastete weiter, mit fliegendem Atem und taumelnd vor Schwäche und Angst. Ein abgerissenes Blatt, geknickte Zweige, hier und da ein kaum erkennbarer Fußabdruck in dem schwarzen, heimtückischen Boden waren ihre Wegweiser. Ab und zu stieß sie einen gellenden Schrei aus, wenn die verzweifelte Angst um ihres Sohnes Leben zu stark wurde, und mit verdoppelter Anstrengung setzte sie dann jedesmal den schweren Weg fort.

Plötzlich drang ein leises Wimmern an ihr Ohr. Wie eine betäubende Welle schoß ihr das Blut in Stirn und Schläfen; ihr Herzschlag stockte. Der Wald ringsum versank. Es gab keine Dornen mehr, keine verborgenen Felsbrocken, welche die Füße wund stießen; der Boden war glattester Stein; das Dunkel schien hell wie der goldene Sonnentag draußen über der blumenbesäten Steppe.

„Harani!“ schrie sie, so laut ihr abgehetzter Atem es zuließ, und noch einmal: „Harani, ich komme.“ Aus geringer Entfernung antwortete ein Wutlaut. Das war Thuratu, der Räuber. Prasselndes Brechen von Zweigen verriet, daß er mit verdoppelter Schnelle vorwärts eilte. Dann plötzlich war alles still. Nur Haranas verzweifeltes Vorwärtsdrängen gab ringsum Laut an Dornen und hemmendem Gezweig. Ein wirres Gestrüpp zeigte in der Mitte einen schmalen, eben erst gebrochenen Pfad. Sie eilte hindurch und blieb im nächsten Augenblick wie gelähmt stehen.

Vor ihr wich rechts und links der Wald zurück. Ein weites, düsteres Wasser lag da, ringsum eingefaßt von den schwarzen Schatten der finsteren Stämme. Schmutzige Flocken trieben auf der unheimlichen Flut, die unweit des Ufers aufbrodelte, als drängte ein unsichtbarer Riesenleib mit urgewaltiger Kraft die schwarzen Wasser zur Sonne hinauf. Dicht an dem Moderrand stand Thuratu, den Rücken dem Wasser zugekehrt, unter dem Arm den weinenden Harani, die Rechte mit dem blinkenden Steinbeil erhoben, als erwartete er einen plötzlichen Angriff. Seine schwarzen, bösen Augen funkelten dem jungen Weibe entgegen. Unversehens ließ er das Kind zu Boden gleiten, wo es zwischen Lianen und weichem Sumpfgras unbeschädigt liegen blieb.

„Kommst du in dein Verderben, Harana?“ zischte der Räuber und trat einen Schritt vor, mit griffbereiter Faust; den starken Nacken eingeduckt wie Bherri, die Pantherkatze, wenn sie zum tödlichen Sprung sich anschickt. „Bist du mir endlich nachgekommen, du schlanke Antilope?“ Hohn und Haß stritten sich in der weithin schallenden Stimme.

Harana stand immer noch vor dem letzten Gebüsch, das den Rand des Waldes vom Ufersaum trennte. Ihre Knie zitterten vor Erschöpfung, und das drängende Blut sang betäubend laut in den Ohren. „Gib mir mein Kind zurück, Thuratu!“ bat sie mit verlöschender Stimme und wußte zugleich, daß sie umsonst bat und daß des weiten, unheimlichen Wassers düstere Flut ihr eigenes und des Kindes Grab werden sollte.

„Nimm es!“ höhnte Thuratu und trat zurück bis dicht an den Rand des Ufers. Ein dünner Hoffnungsstrahl durchzuckte Haranas Seele. Hatte der wilde, furchtbare Feind nur schrecken wollen? Gebrach's ihm angesichts der verzweifelten Mutter am letzten Mut, die schreckliche Tat durch eine schlimmere zu krönen? Mit unsicheren Schritten tastete sie sich vorwärts, den flimmernden Blick auf das liegende Kind gerichtet, das bei ihrem Nahen erfreut aufkrähte und die drallen Beinchen schwang. „Harani!“ murmelte sie und streckte die Arme vor, den schon verloren geglaubten Sohn ans Herz zu ziehen. Sie sah nicht, wie unter den dichten Brauen Thuratus her ein sengender Blitz auf sie niederschoß, wie seine Muskel sich strafften zu jähem, tückischem Ueberfall.

Nun hielt sie das Kind, reckte sich hoch, mit beiden Armen die kostbare Last an sich pressend, und ein lauter Schrei der Erlösung drängte sich auf ihre Lippen. Aber sie tat ihn nicht. Grauen und Entsetzen machten sie stumm. Aus der schwarzen Flut dicht hinter Thuratus geduckter Gestalt hob sich, wie ein grausiges Traumgespenst, ein furchtbarer Drachenkopf. Riesengroße Augen schielten starr und steil auf den Ahnungslosen hinunter; ein schreckliches Maul voll spitzer Reißzähne öffnete sich fast bis zum Nackenwirbel hin, groß genug, um mit einem einzigen Biß eines Bären Kopf zu verschlingen. „Thuratu!“ schrie Harana auf, wild und gellend, und ihr Arm wies ausgestreckt in aufrüttelnder Heftigkeit auf das Untier, von dem nur Kopf und Hals zu sehen war. Thuratu ersah aus Blick und Geste des jungen Weibes den Todesernst und fuhr herum. Im nächsten Augenblick entfiel ihm das Beil, und seine Knie brachen zusammen wie der Antilope schlanke Glieder, wenn sie der tödliche Lanzenwurf ins Leben getroffen hat. Harana sah noch den furchtbaren Kopf des Wasseruntiers hernieder zucken, dann verlor sie die Besinnung.

Als sie wieder zu sich kam, war Thuratu verschwunden. Am Ufer lag einsam das Steinbeil, und weithin brodelten die schwarzen Wasser, als tobe unter ihrer Oberfläche ein wilder Kampf. Mit wankenden Knien wandte sich Harana zum Heimweg. Erschauernd hörten in der Höhle die Männer von Thuratus schrecklichem Ende, während auf seinem Lager von trockenem Gras der kleine Harani fröhlich krähte.

Unser Kind in der Sommerfrische.

Ein Kapitel von Gesundheitspflege und Gesundheitssünden.

Die Sommerfrische soll eine Zeit der Erholung und Kräftigung für unsere Kinder sein, und viele Eltern machen es deshalb teilweise nur unter schweren Opfern möglich, ihren Kindern alljährlich einige Wochen solchen Erholungsaufenthaltes im Gebirge, an der See oder sonstwie auf dem Lande zu verschaffen. Diese Sommerfrischenreise mit der Familie ist ja nun leider für die Mutter gewöhnlich alles andere als eine Erholung, aber das nimmt sie gerne mit in den Kauf, wenn nur das Ziel, die Kinder recht frisch und munter zu sehen, erreicht wird. Aber leider ist dies trotz aller aufgewandten Mühen noch nicht einmal immer der Fall. Wie oft hört man nicht, wenn man Freunde und Bekannte fragt, wie ihnen die Sommerreise bekommen sei: „Ach leider gar nicht gut! Die Kinder waren eigentlich von Anfang bis zu Ende krank, mal hatten sie Magenverstimmung, mal Erkältung usw. Anstatt sich zu erholen, sind sie magerer und schlapp geworden, und durch dieses mangelnde Wohlbefinden der Kinder hatten natürlich auch wir Eltern keine rechte Erholung! Es ist eben mit solcher Sommerfrische doch eine eigene Sache. Die veränderte Lebensweise und vor allem die häufig sich ergebende Unmöglichkeit, die bestehenden Verhältnisse den gesundheitlichen Bedingungen für das Wohlbefinden der Kinder anzupassen, machen den Wert der Sommerfrische leider so oft illusorisch!"

Solchen und ähnlichen Berichten und Ansichten kann man häufig begegnen, und gewiß steckt in ihnen ein Berechtigungskern. Trotzdem kann getrost behauptet werden, daß die Schuld an einem negativen Erholungsergebnis in der Sommerfrische in den weitaus meisten Fällen die Eltern selber tragen, indem sie allerlei Gesundheitssünden begehen, die für Erwachsene schon oft nicht zuträglich, deren Folgen aber für Kinder noch viel schwerer auszugleichen sind.

Da ist als erste Sünde die Unregelmäßigkeit, die, so paradox das klingt, auf Reisen, in der Sommerfrische, häufig geradezu zur Regel wird. Man wird einwenden, das lasse sich nun einmal nicht vermeiden, die festgefügten Formen des Familienlebens, die daheim durch Beruf, Schule usw. gegeben seien, würden eben durch die Ungebundenheit des Bade- bzw. Sommerfrischenlebens ganz automatisch durchbrochen. Gewiß, das ist zum Teil richtig, aber doch lassen sich gewisse Grundsätze überall durchführen und aufrechterhalten. Einer davon ist die Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, und vor allem das Festhalten an der Regel: „Kein Herumnaschen, keine Zwischenmahlzeiten!" Gerade hierin wird aber oft ganz beträchtlich gesündigt. Es ist leider ein typisches Bild: die kindergesegnete Familie im Eisenbahnabteil, bewaffnet mit unzähligen Eßpaketen, die fast unmittelbar nach dem Einnehmen der Plätze geöffnet und in Angriff genommen werden. Was kommt da nicht alles zum Vorschein: Butterbrote, Obst, Schokolade, Bonbons — außerdem wird auf dieser Station Limonade getrunken, auf der nächsten werden einige der am Zuge feilgebotenen Würstchen erstanden. Bei einem längeren Aufenthalt verzehrt man im Wartesaal Kaffee und Kuchen oder warme Speisen, und nach der Rückkehr in das Abteil fängt die Nahrungszufuhr wieder von vorne an. Würden Sie Ihre Kinder daheim dauernd und die verschiedensten Dinge durcheinander essen lassen? Sicherlich nicht! Da gibt es — wenigstens da, wo die Hausfrau und Mutter auf Ordnung hält — zu ganz bestimmten Zeiten ganz bestimmte Mahlzeiten, bei denen sich jeder nach Belieben sattessen kann, und damit ist Schluß. Warum machen Sie es auf der Reise, in der Sommerfrische anders! Das unaufhörliche Essen bzw. Herumnaschen unterwegs geschieht meist nur aus Abwechselungsbedürfnis und um die Zeit hinzubringen; beides läßt sich auch durch andere Maßnahmen, z. B. Bücher, Gespräche, stille Spiele usw. erreichen, ohne den kindlichen Magen zu belasten. Auch am Reiseziel angelangt sollte man nach Möglichkeit die gewohnte Reihenfolge der Mahlzeiten innehalten. Da sieht man oft die Kinder den ganzen Vormittag mit angebissenen Butterbroten oder mit Näschereien herumlaufen; kommt die Zeit der Mittagsmahlzeit, so ist der kindliche Magen eigentlich schon mehr oder weniger überfüllt. Aber da man das Essen doch bestellt hat und bezahlen muß, so wird soviel wie möglich von der oft für Kinder durchaus ungeeigneten schweren und scharfgewürzten Kost in die armen Kleinen hineingestopft. Dabei pflegen namentlich bei zarten und nervösen Kindern die Magennerven schon an und für sich bei einem Aufenthaltswechsel mit anderer Luft, anderem Wasser, anderem Brot usw. ziemlich stark zu reagieren und brauchen einige Zeit, bis sie sich umgestellt haben. Kommt also zu dieser Schonungsbedürftigkeit noch Überfütterung hinzu, die die so notwendigen Verdauungspausen kürzt und dem Magen vermehrte Arbeit auferlegt, so sind nicht selten gleich zu Anfang des Erholungsaufenthaltes leichtere und selbst schwere Magenstörungen die Folge, durch die unter Umständen die ganze Wirkung der Sommerfrische in Frage gestellt wird.

Wie mit den Mahlzeiten, so ist es auch mit der Ruhe. Die Kinder in ihrem Spieleifer und Erlebnisbedürfnis möchten am liebsten den ganzen Tag in Bewegung sein. Da wird stundenlang gebadet, gewandert, geklettert, gespielt. So gut all dieses an und für sich ist, so schädlich wirkt — namentlich im Anfang — jedes Übermaß, selbst wenn es zunächst anscheinend gut vertragen wird. Wird mit dem Baden begonnen, so gilt die alte Regel: Fünf Minuten im Wasser sind Gold, zehn Silber, fünfzehn Blei! Länger als eine Viertelstunde bis 20 Minuten und öfter als einmal am Tage sollten selbst gesunde und kräftige Kinder nicht baden, wenigstens nicht im Seewasser. Dagegen kann das „Luftbaden" unbedenklich in Permanenz erklärt werden insofern, als man die Kleidung der Kinder so leicht und luftdurchlässig wie nur möglich wählt. Sehr wichtig ist ein Ruhestündchen nach der Hauptmahlzeit, nicht nur im Interesse der Mitbewohner im Hotel oder in der Fremdenpension, sondern auch und noch mehr für die Kinder selber. Es ist eine meist wenig beliebte Einrichtung, aber die guten oft erstaunlichen Erfolge, die Kinderheime usw. meist in der Erholung der ihnen anvertrauten Kinder erzielen, beruhen nicht zum wenigsten auf dem nachmittäglichen Ruhezwang, bei dem es übrigens durchaus nicht immer nötig ist, daß die Kinder wirklich fest schlafen. Und als letztes: Auch in der Sommerfrische gehören Kinder unweigerlich früh ins Bett! Hierin wird wohl am meisten gesündigt; man sieht kleine Kinder noch abends um zehn, um elf, ja noch später in der Sommerfrische herumlaufen, und da wundern sich die Eltern dann, wenn die Kleinen nervös und unlustig sind!

Ruhe — Regelmäßigkeit — leichte Kost, viel Milch, Gemüse und Obst, wenig Näschereien, keine Überanstrengung und Fernhalten von all den mehr oder weniger aufregenden und nervenreizenden Vergnügungen usw. der „Großen", das ist der sicherste und gangbare Weg, um die Sommerfrische für unsere Kleinen wirklich zur Erholung zu machen! **Mutter Gustel.**

Lustige Rundschau



* **Böse Vorahnung.** Mutter: „Aber warum willst du denn nicht aufs Land, Kurtchen? Da ist es doch so schön!" Kurtchen: „Ja, auf dem Lande, hat der Herr Lehrer gesagt, da dreschen sie mit Maschinen — und es tut gerade genug weh, wenn's Papa mit der Hand macht!"

*

* **Sie weiß Bescheid.** „Glaube mir, Elli, Arno ist mein erster Verlobter." — „Gewiß, dem Alphabet nach."

*

* **Eine „wahre" Geschichte.** In einem Speisewagen erzählte der Gesandte eines benachbarten Landes folgende Geschichte: In einem Warschauer Lokal sei vor einiger Zeit in später Nachtstunde ein Gast erschienen, in dem man auf den ersten Blick den Athleten erkannte. Der Gast verlangte ein Glas Tee und eine halbe Zitrone, worauf er die Zitrone bis auf den letzten Tropfen ausdrückte. Dann wandte er sich an einige Herren, die an einem Nebentisch saßen, denen er erklärte, daß er demjenigen Herrn, dem es gelingen sollte, auch nur einen einzigen Tropfen Saftes aus der Zitrone zu gewinnen, 100 Zloty Belohnung zahlen würde. Doch keinem dieser Herren gelang es. Endlich meldete sich ein älterer schwächlicher Herr, der auch den Versuch machen wollte. Und siehe — der Versuch gelang. Der schwache Mann drückte noch einige Tropfen aus. Wie es sich später herausstellte, handelte es sich um den Leiter eines Steueramtes.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.